



Sonja Mataré Erinnerungen

aufgezeichnet von
Irmgard Faber-Asselborn

Freundeskreis
Museum Kurhaus Kleve –
Ewald Mataré-Sammlung



Wienand



Prolog

Die Sonne brennt schon heiß, als wir am Vormittag dieses wolkenlosen Sommertages in einer ruhigen Straße in Büberich aus dem Auto steigen. Hier irgendwo muss es sein. Bis zum vereinbarten Termin haben wir noch etwas Zeit und machen uns zu Fuß auf die Suche nach der Dückersstraße. Moderne Villen und behäbige ältere Häuser in üppigen Gärten. Vogelgezwitscher. Außer uns sind nur ein paar Frauen unterwegs, die ihre Hunde ausführen. Doch dann plötzlich ein rasch sich näherndes Flugzeug. Innerhalb von Sekunden steigert sich der Lärm zu unerträglichem Dröhnen. Mit Entsetzen schauen wir auf das Monster über uns, das die Hausdächer und Bäume zu streifen scheint. Wie kann man hier leben, mit dem Düsseldorfer Großflughafen als rücksichtslosem Nachbarn? Ich spüre Empörung in mir hochsteigen. Dieselbe, die ich empfinde, wenn ich das verwüstete Land sehe, durch das sich der Braunkohletagebau frisst. Menschen müssen sich Wirtschaftsinteressen wie einer Naturgewalt beugen. Hier freilich darf man wohnen bleiben, die Umweltzerstörung geschieht hier akustisch.

Was würde Ewald Mataré zu den dröhnenden Jets über seinem Atelier sagen, kommt mir in den Sinn. Ich kenne die kleine Anekdote noch nicht, die seine Tochter mir viel später erzählen wird. Es war die Zeit nach dem Krieg, als das britische Militär den Düsseldorfer Flughafen für die zivile Luftfahrt eben wieder freigegeben hatte und es noch wenig Flugbewegungen gab. Sonja Mataré erinnert sich, dass ihr Vater, als einmal eine Maschine mit ziemlichem Lärm übers Haus donnerte, wütend in den Garten lief und mit geballter Faust eine Drohung gen Himmel schickte: »Das geht nicht! Da kann ich nicht arbeiten!« Es folgte sogar ein Briefwechsel mit dem Regierungspräsidenten – erwartungsgemäß ohne Erfolg. »Die Leute lächeln immer, wenn ich dies erzähle«, sagt Sonja Mataré, »und ich denke dann, dass sie Vaters Verhalten damals ziemlich verrückt finden.« Ich frage mich allerdings, ob das eigentlich Verrückte nicht die kollektive Ergebenheit in dieses »Lärmschicksal« ist.

September 2013

»Nur ein Ferientag in diesem Jahr«, resümiert Sonja Mataré kopfschüttelnd. Durch allerhand Verpflichtungen war sie in den letzten Monaten so sehr ans Haus gebunden, dass sie nun bis in den Spätsommer hinein noch immer nicht weggekommen ist. Man spürt ihr Bedauern. Auch wenn sie durchaus gern daheim ist und die Schönheiten ihres Hauses und Gartens zu genießen weiß, so liebt sie doch auch das Reisen, das von jeher zu ihrem Leben gehört hat.

»Wann kommt Papi wieder wieder?« – Die frühe Kindheit

Weit gereist ist Sonja schon im Frühjahr 1926, einige Monate, bevor sie überhaupt das Licht der Welt erblickte. Ihre Eltern hatten damals den Winter im Süden Italiens, am Golf von Neapel, verbracht, in Positano di Salerno, zu jener Zeit eine »città morte«. Die meisten der Einwohner dort hatten ihre Heimat verlassen und waren auf der Suche nach Arbeit in den Norden des Landes oder nach Amerika ausgewandert. Zahlreiche Künstler, davon viele aus Berlin, ließen sich im Winter in Positano nieder. Man sparte so das Heizgeld zuhause und konnte billig leben.

Sonja Mataré (im Folgenden stets mit der Abkürzung SM): »Meine Eltern hatten ihre winzige Wohnung in Berlin weitervermietet – allerdings ohne später in den Genuss der einkalkulierten Mieteinnahme zu kommen; der Untermieter blieb die Miete schuldig. Im Mai 1926, also drei Monate vor meiner Geburt, stand die Rückkehr nach Deutschland an. Mein Vater musste von Mailand aus direkt weiter nach Berlin, während meine Mutter zur Schwiegermutter nach Aachen fahren und zuvor in Mailand übernachten wollte. In Mailand suchten meine Eltern vergeblich nach einem bezahlbaren Zimmer für eine Nacht. In einem Hotel schließlich bemerkte der Rezeptionist Mutters Zustand und bot ihr als Schlafplatz ein zu einer Suite gehörendes Badezimmer an, in das man kurzerhand eine Liege stellte. – Hilfsbereit und gastfreundlich, Italia!«

Abgesehen von der Bedeutung, die Berlin für seine künstlerische Entwicklung hatte, mochte Ewald Mataré Berlin eigentlich gar nicht. Wohl schätzte er das kulturelle Leben dort, wie das Theater, Konzerte oder Filmpremieren. Oft nahm er mit seiner Frau daran teil.

SM: »Aber Vater wollte nicht, dass ich in Berlin geboren werde. Ich bin dann, wie alle meine Vorfahren väterlicherseits, in Aachen zur Welt gekommen, im Mariannen-Institut² auf der Jakobstraße, unweit von Dom und Rathaus. Wie mein Vater wurde ich dann in der Burtscheider St. Michael-Kirche getauft.«

SM: »Siedlinghausen, das war damals ein kleines, liebenswürdiges Bauerndorf bei Winterberg. Zum Anwesen unserer Verwandten gehörte eine Pfeifenfabrik, in deren riesigem Speicherraum wir wohnen konnten. Und dann gab es diesen wunderbaren Garten – für die vielen Kinder, die dort zusammenkamen, Vettern und Cousinen, ein wahres Paradies.«

Ewald Mataré fuhr auch bisweilen nach Siedlinghausen, wo er sich recht wohl fühlte. Es existieren Aquarelle, die dort entstanden sind. Bisweilen besorgte er sich Schiefer für seine künstlerische Arbeit. So stammen die Schieferplatten, die Mataré für das Wandrelief verwendete, das heute an der Mies-van-der-Rohe-Schule in Aachen zu sehen ist, aus einem Steinbruch bei Siedlinghausen.



Die zweijährige Sonja (1. Kind rechts) mit Vettern und Cousinen in Siedlinghausen, 1928

Die vierjährige Sonja im Schrebergarten ihrer Verwandten in Dortmund, 1930. »Der Schrebergarten meiner Tante Hetty war der erste Garten, den ich mit allen Sinnen erlebte«, erzählt Sonja. Sie ist sich heute sicher: »Hier wurde meine innige Beziehung zur Natur grundgelegt.«



brachte, erfand zusammen mit einem Kollegen 1948 den Transistor und vertrieb wenige Jahre später in einem eigenen Unternehmen weltweit zum ersten Mal Halbleiterdioden und –transistoren. Das erste Transistorradio wurde von ihm gebaut. Ein amerikanisches Forscherteam hatte im gleichen Jahr wie Herbert Mataré den Transistor entwickelt und erhielt, da die Amerikaner mit ihrer Erfindung den deutschen Kollegen eine winzige Zeitlänge voraus gewesen waren, 1956 den Nobelpreis für Physik.

SM: »Ich erinnere mich nicht, dass Herbert darüber geklagt hat. Wohl weiß ich noch gut, wie er mir einmal in einem Düsseldorfer Gartenlokal seine Erfindung zu erklären versuchte. Er war immer ganz erfüllt von seiner Physikleidenschaft, es gab nichts anderes für ihn. Schon als kleiner Junge hatte er einen Radioempfänger selbst gebaut.« Herbert Mataré forschte und arbeitete bis zu seinem Lebensende. Im Jahr 2011, kurz vor seinem 99. Geburtstag, entschied er sich, sein Leben zu beenden.

Herberts Bruder Ludwig, ein promovierter Romanist, hatte für seine in Aachen ausgebombten Eltern in der Nähe des Eifelstädtchens Monschau ein kleines Haus gebaut, mit einem Atelier für seinen Maler-Vater. SM: »Ludwig hatte selbst den Bauplan entworfen und fast allein den Rohbau bewältigt. In der Zeit, als unser Wohnhaus in Büderich entstand, kam er oft zu uns, um zu sehen, wie etwas handwerklich gemacht wurde, und er nahm sich übrig gebliebene Baumaterialien mit. Später bewohnte Ludwig mit seiner Frau Marianne allein das Menzerather Fachwerkhäuschen, bis beide Ende der 1990er Jahre nach Büderich übersiedelten.«

Ludwigs jüngerer Bruder Helmut wurde während des Krieges aus seinem noch nicht abgeschlossenen Medizinstudium herausgerissen und als Militärarzt nach Russland geschickt. Er ging nach dem Krieg zunächst nach Kanada, ließ sich später in Brasilien nieder und gründete dort ein Röntgeninstitut. Nur so, erklärte er sein Auswandern, könne er die furchtbaren Kriegserlebnisse verarbeiten. SM: »Es gab durchaus Besuche von Helmut in Büderich, aber wie bei seiner Schwester Gitta, die als jüngste der Geschwister ebenfalls nach Brasilien auswanderte, verhinderte die räumliche Entfernung einen engeren Kontakt.«



Kriegsalltag in einem Bunker in Aachen, November 1941
(im Vordergrund von rechts: Sonjas Onkel Josef, sein Sohn Helmut, Sonjas Tante Paula, eine Nachbarin; hinten: Hanna Mataré, Sonja, Cousine Gitta)



Sonja mit ihren Eltern und den Vettern Helmut
(rechts von Hanna) und Ludwig, Dezember 1949



Kirche in Breitbrunn, Aquarell von Ewald Mataré, 1944

fahren. Er hat nicht auf dem Hof gewohnt, die Leute dort, das war nicht seine Welt.«

Aus einem Brief Sonjas an ihre Eltern vom November 1944 geht hervor, wie der Krieg mittlerweile nun auch das Leben im ländlichen Chiemgau beeinträchtigte. Sie schreibt nach Hause:

»[...] dafür kann ich Euch etwas von Traunstein erzählen. Ich fuhr hin, um mal wieder einzukaufen und weil mir so was Freude macht. Um 10 vor 10 kam ich an, ging unternehmungslustig los und dann kam natürlich um 5 vor 10 Alarm. Bis ein Uhr im Keller gestanden und gefroren, dann von einem Bombenteppich (als bald wieder) in den Keller gejagt worden, dann ein ganz gutes Essen, dann eine Stunde einkaufen und um halb 4 sollte mein Zug fahren. Unsere Strecke war aber kaputt und es wurden uns Omnibusse versprochen, die uns zur nächsten Station bringen sollten. Drei kamen, Lastwagen, aber die genügten gerade für die Verwundeten (...) und Mütter mit Kindern. Der Rest (der Leute), über die Hälfte noch, stand bis 5 Uhr in Schneegestöber und Kälte, dann wurde uns gesagt, um 6 Uhr kämen wieder Omnibusse und Lastwagen (...) und um halb 7 endlich fuhr ich in gutem Omnibus nach Bergen. Dort waren inzwischen etwa 50 Leute, die auch nun alle im Wartesaal saßen oder standen und warteten (...). Um 9 Uhr wurde gesagt, in eineinhalb Stunden käme ein Zug durch! Um 20 vor 11 hieß es als endgültige Meldung, der Zug sei abgefahren in Traunstein, in 40 Minuten wäre er da. Also wurden wir um 20 nach 11 auf den Bahnsteig gelassen, standen dort eine Viertelstunde in einem derartigen Schneesturm, dass wir alle mit einer 2 cm dicken Schneeschicht auf den Schultern wieder in den Wartesaal gingen. (...) Um halb 1 kam der Zug. Nun hätte ich in Prien bei der NSV¹⁰ bleiben können, aber es zog mich in mein Bett und zuhause wusste man ja auch gar nicht, wo ich geblieben war. Also stapfte ich um viertel nach 1 ab Rüsting durch hohen Schnee heimwärts. (...) ein Frieden und eine Stille, in der Ferne über den Bergen Wetterleuchten, alles dunkel, nur weißer Schnee – kein Mensch – Ihr kennt ja solche Schneenächte. Gott sei Dank hatte ich meinen Skianzug an und nach genau einer Stunde war ich zuhause und fiel glücklich und fröhlich und zufrieden in mein Bett und wurde heute Morgen erstaunt und jubelnd empfangen, man hatte gehört, dass die Strecke kaputt war (...).«

Ewald Mataré hält am 4. Mai 1945 in seinem Tagebuch fest: »Ein grenzenloses Durcheinander herrschte, und an Papieren und Büchern war alles auf dem Boden umhergestreut, vermengt mit Gegenständen aus Küche und Schränke.« (TB 4.5.45)

Ein Teil der zunächst verloren geglaubten Wertgegenstände fand sich glücklicherweise wieder, darunter Sonjas kleiner Edelsteinvorrat.

In den ersten Monaten nach Kriegsende standen bei Matarés in Büderich immer wieder Freunde und Bekannte an der Haustür. Man wollte wissen, ob und wie die Familie überlebt hatte und konnte sich davon, da andere Kommunikationswege kaum funktionierten, nur durch persönlichen Besuch überzeugen.

SM: »Da abends keine Straßenbahn fuhr, übernachteten viele dieser Besucher, Künstlerkollegen von Vater, Museumsdirektoren, Kunstkritiker, auf einer völlig unbequemen Bank in unserem Esszimmer. Sie alle schrieben ihren Namen auf die Rückwand der wenig komfortablen Schlafstätte und so entstand eine interessante und lustige Liste – bis eines Tages eine tüchtige Putzfrau alles wegscheuerte! Damals kam Georg Meistermann fast täglich mit seinem Motorrad aus Solingen zu uns. Ihm gelang es immer, unser ›Kanonenöfchen‹ zum Glühen zu bringen, so dass wir es wenigstens in einen Raum warm hatten. Meistermann war vor dem Krieg Schüler von Vater gewesen und blieb ihm treu verbunden.«

»Welch unerwartetes Glück!« – Die eigene Werkstatt

Erst jetzt, nach Kriegsende, konnte Sonja ihre Ausbildung zur Goldschmiedin fortsetzen. SM: »Ich habe in Krefeld beim alteingesessenen Juwelier Kammen noch ein Jahr gearbeitet und im Januar 1947 die Gesellenprüfung abgelegt. Danach war ich für kurze Zeit in Düsseldorf in der Schmuckwerkstatt eines Tschechen tätig, bevor ich daran ging, mir im Atelierhaus von Vater meine eigene Werkstatt einzurichten.





Armreif, Silber, entworfen von Ewald Mataré für seine Frau Hanna, ausgeführt von Sonja Mataré, 1947



Brosche, Silber, entworfen und ausgeführt von Ewald und Sonja Mataré, 1947



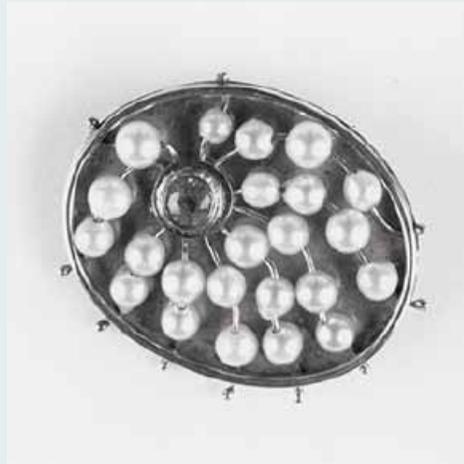
Sonja bei einem Empfang im Gespräch mit dem damaligen nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten Karl Arnold (links neben ihr), Ende der 50er Jahre

dort ruhig war und in den Fluren nicht Tischtennis gespielt wurde, was meinen Vater erboste. Die aufwendige und mühsame Prozedur mit der mächtigen alten Druckerpresse, die Vater von einem Düsseldorfer Verlag übernommen und so vor der Verschrottung bewahrt hatte, erforderte viele Arbeitsgänge und Vater war jedes Mal äußerst froh über meine Hilfe.« Natürlich wird Sonja oft gefragt, wie das denn gewesen sei, als Tochter eines Mannes mit solch großer künstlerischer Autorität selbst kunsthandwerklich tätig zu sein.

SM: »Ich kann mich nicht erinnern, dass ich solch einen ungeheuren Respekt davor gehabt hätte.« Kann sie sich vorstellen, anders gearbeitet zu haben ohne die Nähe zum Schaffen des Vaters, zu seinen künstlerischen Vorstellungen? »Vielleicht«, sagt sie zunächst, fügt dann aber nach einem Moment des Nachdenkens hinzu: »Ja, ich bin mir sicher. Das künstlerische Schaffen meines Vaters hat mein eigenes Arbeiten sehr beeinflusst.«



Mit diesem Ring gewann Sonja 1953 bei der Triennale in Mailand als jüngste Teilnehmerin die Silbermedaille



Brosche, Gold mit Perlen, 1963



Brosche, 900er Feingold, Kristall, 1969



Halsschmuck, 1963

